

CAROLIN HAGEBÖLLING

DER BRIEF

ROMAN



dtv
premium



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Carolin Hagebölling

DER
BRIEF

Roman

dtv



Originalausgabe 2017
© 2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Das Werk wurde vermittelt von
erzähl:perspektive Literaturagentur, München.
Umschlaggestaltung: Isabella Grill/dtv
unter Verwendung von Fotos von gettyimages und
Fionline/Priscilla Gragg Blend Images
Satz: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gesetzt aus der Documenta 10,25/14,5
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26146-3

ERSTER TEIL



KAPITEL 1



Es war der 26. Mai, als ich den Brief bekam. Es war einer dieser Tage, die sich nicht entscheiden können, ob sie der Sonne eine Chance geben wollen. Es war der Tag, der mein Leben auf den Kopf stellte.

Der Brief kam in einem dieser unscheinbaren blassweißen Umschläge, die es im Zwanzigerpack in jeder Postfiliale gibt. Versehen mit einer handgeschriebenen Adresse, der ich eigentlich keine weitere Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Ich tat es dennoch, denn: Es war die falsche. Auf dem Brief stand:

*Marie Kluge
15 Rue Visconti
75006 Paris
France*

Ich lachte. Sollte das ein Scherz sein? Ich hatte noch nie in meinem Leben in Paris gewohnt und konnte mich nur schemenhaft an die Stadt erinnern, die ich in Kindheitstagen mal mit meinen Eltern besucht hatte. Vielleicht war ich gar nicht gemeint. So ungewöhnlich war mein Name nicht, dass es nicht auch eine Namens-

vetterin geben konnte, die zufällig nach Frankreich ausgewandert war. Aber wie kam der Postbote dann auf meine Adresse in Hamburg? Ich drehte den Brief um. Absenderin war Christine Hausmann. Christine Hausmann, hmm.

Es dauerte einen Moment, bis ich mich an eine alte Jugendfreundin erinnerte, die ich seit bestimmt fünfzehn Jahren nicht mehr getroffen hatte. Konnte das sein? Laut Absender wohnte sie nun in Berlin. Die Briefmarke zeigte den Berliner Gendarmenmarkt, der Poststempel ließ sich nicht entziffern.

Noch immer leicht belustigt ging ich in die Küche. Dort öffnete ich den Brief gegen meine Gewohnheit nicht mit den Fingern, sondern fein säuberlich mit einem Messer. Ich zog einen weißen Bogen heraus, dessen Ränder mit schlichten Ornamenten verziert waren, faltete ihn auseinander und begann zu lesen. Und mit jeder Zeile, jedem Satz und jedem Wort, das ich las, entfernte ich mich unmerklich aus einem Leben, das ich bisher als normal empfunden hatte. In dem Brief stand:

Liebe Marie,

jetzt haben wir schon so lange nichts mehr voneinander gehört. Aber Du weißt ja, wie das ist: Der Job, die Familie, die vielen kleinen und großen Verpflichtungen und, schwupps, ist schon wieder ein halbes Jahr rum. Wie geht es Dir und Victor? Habt ihr euch von dem Vorfall erholt? Ich bewundere Deine Stärke. Wie oft habe ich während der schweren Zeit daran gedacht,

wie wir als Kinder in dem kleinen Wald hinter der Scheune gespielt haben. Kannst Du Dich noch an unser Versteck erinnern? Ich wette, unsere Kreidezeichnungen sind dort noch heute irgendwo.

Oje, ich will gar nicht so nostalgisch werden. Manchmal habe ich das Gefühl, dass ab Mitte dreißig die Uhren wieder rückwärts laufen. Vor allem, wenn man Kinder hat. Paul und Amelie sind zwei echte Goldstücke. Amelie läuft jetzt seit ein paar Monaten und Paul ist so ein schlaues Kerlchen, dass wir ihn wahrscheinlich dieses Jahr schon einschulen werden. Keine Ahnung, von wem er das hat.

Wie geht es Dir in Paris? Was für eine schöne Stadt! Wie laufen die Ausstellungen? Ach je, wir müssen uns einfach wieder treffen.

Komm doch mal nach Berlin – wir würden uns freuen!

*Alles Liebe + Umarmung
Deine Christine*

PS: Ich soll Dich von Yvonne grüßen. Sie ist mir durch Zufall über den Weg gelaufen, als ich meine Eltern besucht habe.

Mein Mund war trocken. Ich schluckte. Das war nicht mehr lustig. Weil alles in dem Brief auf seltsame Weise vertraut und doch komplett verkehrt war. Christine und ich waren Sandkastenfreundinnen gewesen, wir hatten

die Schulzeit miteinander verbracht. Aber danach war der Kontakt vollständig abgebrochen. Ich wusste nur eines ganz sicher: dass sie nicht in Berlin wohnte, sondern immer noch in unserem Heimatdorf in Niedersachsen. Meine Mutter hatte mir mal erzählt, dass sie geheiratet und einen kleinen Jungen bekommen hatte. Von einem Mädchen wusste ich nichts. Was meinte sie mit »Vorfall« und »schwerer Zeit«? Welche Ausstellungen in Paris? Ich arbeitete als freie Journalistin in Hamburg. Und wer zum Teufel war Victor? Ob sie sich einen schlechten Scherz erlaubte? Andererseits: Warum sollte sie? Aber das Allerschlimmste war, und das jagte mir einen kalten Schauer über den Rücken: Yvonne war seit drei Jahren tot. Bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Ich hatte damals noch mit dem Gedanken gespielt, zur Beerdigung zu fahren.

Was war hier los?

Ich hörte, wie die Wohnungstür geschlossen wurde, und Johanna kam in die Küche. Die Frau, die ich seit zwei Jahren liebte und mit der ich seit einem Jahr zusammenwohnte, schaute mich erstaunt an.

»Wie siehst du denn aus? Du bist ja ganz blass. Geht's dir nicht gut?«

Ich weiß nicht, warum ich ihr nichts von dem Brief erzählte. Irgendetwas war so komplett verkehrt, dass ich mich einfach nicht in der Lage dazu fühlte. Mehr noch: Es machte mir Angst. Ich murmelte etwas von Kreislauf und Unterzuckerung und Johanna fragte nicht weiter nach. Warf aber einen skeptischen Seitenblick auf den Umschlag, den ich in den Händen hielt. Dann plauderte sie in ihrer fröhlichen Art vor sich hin, erzählte von ei-

nem neuen Bauprojekt und dem Klatsch und Tratsch aus dem Büro.

Johanna war Architektin. Ich hatte sie vor gut zwei Jahren bei einem Interview kennengelernt. Es ging um das Thema »Coming-out am Arbeitsplatz«, das ich für eine kleine Tageszeitung recherchieren sollte. Eigentlich kein typischer Stoff für ihre eher konservative Leserschaft, aber es passte zur aktuellen politischen Debatte. Bis auf eine unschuldige Schwärmerei während der Pubertät hatte ich mich mit dem Thema »Homosexualität« nie beschäftigt. Von Stefan, meinem letzten Freund, hatte ich mich gerade erst getrennt und genoss neben all dem Trennungsschmerz die neu gewonnene Freiheit. Johanna nahm sie mir in nur drei Sätzen. Sie sagte: »Ich liebe Frauen. Ich liebe die Art, wie sie reden, wie sie riechen und wie sie sich anfühlen. Hast du schon mal eine Frau geküsst?« Sie hatte Grübchen und einen schiefen Schneidezahn. Ich tat es noch am selben Abend.

Den Rest des Tages verbrachte ich in einer tiefen Unruhe. Johanna bemerkte es, sagte aber nichts. Das war so ihre Art. Abwarten und Ruhe bewahren, bis man von allein mit dem Problem herausrückte. Wenn ich wütend auf sie war, brachte mich das zur Weißglut, jetzt war ich eigentlich ganz froh darüber. Weil ich einfach nicht wusste, wie ich mich verhalten sollte. Den Brief zerreißen und unter »du musst nicht alles im Leben erklären können« abspeichern? Oder der Sache nachgehen? Davor gruselte es mir. Gegen Abend beschloss ich, meine Mutter anzurufen.

»Schätzchen, wie geht es dir?«, begrüßte sie mich. So würde sie mich wahrscheinlich in zwanzig Jahren noch

nennen. Es tat gut, die vertraute Stimme zu hören. Ich versuchte, ganz unbefangen zu plaudern, über den Job, die Freizeitpläne, das Wetter. »Was ist los?«, fragte sie unvermittelt.

Ich war eine schlechte Schauspielerin. Oder einfach zu aufgewühlt. Ich schluckte und fragte sie, ob sie in der letzten Zeit etwas von Christine gehört habe.

»Du meinst deine alte Schulfreundin Christine? Ab und zu laufen wir uns mal über den Weg. Manchmal hat sie den Kleinen dabei, der jetzt auch mittlerweile – lass mich überlegen – vielleicht fünf Jahre alt sein müsste. Warum?«

»Weißt du, ob sie noch ein anderes Kind hat, vielleicht eine Tochter?«

»Nein, das hätte ich sicherlich mitbekommen. Wie kommst du darauf?«

»Das kann ich gerade schlecht erklären«, antwortete ich wahrheitsgemäß. »Habt ihr mal über mich geredet?«, fragte ich weiter.

»Na ja, du weißt ja, wie das ist, man grüßt sich, plaudert vielleicht kurz übers Wetter und dann geht wieder jeder seiner Wege. Ab und zu fragt Christine nach dir. Ich habe ihr erzählt, dass du als Journalistin in Hamburg arbeitest – das hat sie gefreut.«

Das Gespräch mit meiner Mutter brachte keine neuen Erkenntnisse. Und keinerlei Anhaltspunkte, warum mir Christine so einen Brief schreiben sollte. Mir fiel ein, dass ich mit ihr auf Facebook verlinkt war, und ich beschloss, ihr Profil zu durchstöbern.

Nachdem ich mich eine halbe Stunde durch Babyfotos und belanglose Einträge gewühlt hatte, war ich immer

noch nicht weiter. Es gab viel über den kleinen Paul, aber eine Tochter namens Amelie wurde an keiner Stelle erwähnt. Nur eine Sache machte mich stutzig: Vor ziemlich genau zwei Jahren war der rege Strom an Einträgen für zwei bis drei Monate unterbrochen. In dieser Zeit hatte sie auf ihrem Profil nur ein Lied gepostet: »La valse d'Amélie«. Kommentarlos.

Gedankenverloren starrte ich auf den Bildschirm, während ich dem melancholischen Klavierstück lauschte. Plötzlich schreckte ich auf, weil ich eine Hand auf meiner Schulter spürte. Johanna stand hinter mir. Sie musste dort schon eine Weile gestanden haben, ohne dass ich sie bemerkt hatte.

Sie schaute mich fragend an. »Willst du mir jetzt erzählen, was los ist?«

Nach kurzem Zögern holte ich den Brief hervor, den ich in meine Schreibtischschublade gelegt hatte. Wortlos drückte ich ihn ihr in die Hand. Sie schaute mich kurz an, entfaltete ihn und begann zu lesen. Dann las sie ihn noch mal und drehte den Briefumschlag zu sich herum, der adressiert war an:

*Marie Kluge
15 Rue Visconti
75006 Paris
France*

Ich kannte die Anschrift mittlerweile auswendig.

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte Johanna mich.

»Wenn ich das wüsste«, antwortete ich, »würde ich hier nicht so sitzen.«

»Wer ist Christine?«

»Eine alte Schulfreundin, zu der ich schon seit Ewigkeiten keinen Kontakt mehr habe. Ich weiß nur eines ganz sicher: dass sie nicht in Berlin wohnt und keine Tochter hat. Sie wohnt im selben Ort wie meine Eltern, Mama trifft sie ab und zu. Ich habe keine Erklärung, warum sie mir so etwas schreiben sollte. Im Übrigen« – ich schluckte – »im Übrigen ist Yvonne, von der dort die Rede ist, vor drei Jahren bei einem Autounfall ums Leben gekommen.«

Johanna setzte sich neben mich und schwieg eine Weile, während sie den Brief von allen Seiten betrachtete. Dann legte sie mir den Arm um die Schultern und schaute mich an. »Ganz klar, da hat sich jemand einen dummen Scherz erlaubt. Einen unglaublich geschmacklosen, saudummen Scherz.«

»Aber das Versteck und diese ganzen Kindergeheimnisse, von denen nur Christine und ich wissen?«, murmelte ich.

»Man kann alles irgendwie herausfinden. Und so einen Brief, den kann man fälschen. Wer sagt, dass er wirklich mit der Post verschickt wurde? Vielleicht hat jemand einen Poststempel gefälscht und ihn einfach in den Briefkasten geworfen.« Sie schwieg kurz und schaute mich forschend an: »Die Frage ist nur, wer und warum?«

KAPITEL 2



Johanna hatte mir geraten, der Sache nicht zu viel Bedeutung beizumessen. Aber das fiel mir schwer. Aus irgendeinem Grund beunruhigte mich der Brief mit seinen unheimlichen Andeutungen sehr.

»Ruf sie doch einfach an!«

»Hmm, ich weiß nicht. Wie soll ich ihr das denn erklären?«

»Wenn sie in der Sache mit drinsteckt, wird sie ja wissen, worum es geht.«

»Und dann? Glaubst du, sie macht sich erst die Arbeit mit dem Brief, um mir dann am Telefon alles in Seelenruhe zu erklären?«

»Vielleicht möchte sie ja nur deine Aufmerksamkeit.«

»Aber wieso denn? Die könnte sie doch auch mit weniger Aufwand haben. Außerdem kann ich mir einfach nicht vorstellen, dass sie damit irgendwas zu tun hat.«

»Ich weiß auch nicht, Schatz. Vielleicht solltest du sie einfach mal besuchen und der Sache auf den Grund gehen.«

Und genau das tat ich dann auch.

Meine Eltern waren einigermaßen erstaunt, dass ich so ohne Grund bei ihnen vorbeikam. Normalerweise ließ ich mich nur ein paar Mal im Jahr zu besonderen Anlässen blicken. Aber sie freuten sich natürlich. »Schön, dass du da bist, Schätzchen.« Meine Mutter umarmte mich und Vater lächelte mir aus dem Türrahmen entgegen. Fast hatte ich ein schlechtes Gewissen, dass ich eigentlich nur wegen dieser einen Sache hier war. Man sollte seine Eltern viel öfter einfach mal so besuchen.

»Komm herein«, sagte mein Vater. »Der Kaffee läuft schon durch. Hattest du eine gute Fahrt?«

Ich nickte. Es war alles so schön vertraut. Der Geruch nach frischer Bettwäsche, die weichen Sofapolster, die alten Fotografien an der Wand. Obwohl ich sie in- und auswendig kannte, schaute ich sie mir jedes Mal aufs Neue an, wenn ich hier war. Und badete wohligh in alten Kindheits- und Urlaubserinnerungen.

»Und, wie läuft es in Hamburg?«, fragte mein Vater, als wir gemütlich unseren Kaffee schlürften.

»Ganz gut. Eigentlich alles wie immer. Johanna hat gerade wieder ganz schön viel Arbeit. Ihre Firma bewirbt sich um ein neues Bauprojekt.«

»Das kann ich mir vorstellen«, erwiderte meine Mutter besorgt. »Sie hat sich ja nicht gerade den einfachsten Beruf ausgesucht. Ich höre immer wieder, wie sich Architekten durchkämpfen müssen. Hoffentlich wird es Johanna nicht zu viel.«

»Nein, das glaube ich nicht. Sie hat Spaß daran. Und erfolgreich sind sie auch. Es sind halt immer wieder so Phasen, die stressig sind.«

»Und wie läuft es bei dir?«, fragte mein Vater.

»So weit, so gut. Auftragslage ist okay. Momentan sind zwar keine Riesenstorys dabei, aber es wird nicht langweilig.«

»Ich warte ja immer noch darauf, dass du irgendwann einen großen Skandal aufdeckst. Eine Staatsaffäre oder ein paar korrupte Politiker entlarvst, das wäre doch was.« Mein Vater grinste.

Ich musste lachen. »Ach, Papa, du schaust zu viele Krimis. Ich schreibe überwiegend für regionale Medien. Da passiert nicht so viel Spektakuläres.«

»Wie schade. Aber wahrscheinlich dürftest du es uns auch gar nicht sagen, wenn du an einer nebulösen Story dran bist. Das lesen wir dann ja später in der Zeitung.« Mein Vater zwinkerte mir zu.

»Nebulös« hatte er gesagt. Einer dieser Ausdrücke, die außer meinem Vater wahrscheinlich niemand benutzt. Aber genau damit traf er prompt ins Schwarze: Ja, ich war an einer ziemlich nebulösen Sache dran. Vielleicht war ich sogar tief darin verstrickt.

Schon vor meiner Fahrt hierher hatte ich Christine über Facebook geschrieben, dass ich sie gerne besuchen würde. Ihre Antwort wirkte überrascht, aber auch erfreut: »Hey, Marie, das ist ja ein Ding. Klar, komm vorbei! Ich habe gerade Urlaub, bist also jederzeit herzlich willkommen.« Das hatte ziemlich normal geklungen. Aber genau deshalb musste ich sie ja auch persönlich sprechen.

Also machte ich mich am nächsten Tag gegen Nachmittag auf den Weg zu ihr. Ich war nervös, als ich die Klingel drückte. Es dauerte eine Weile, bis sich die Tür

öffnete. Zwei dunkelbraune Augen auf der Höhe meines Bauchnabels fixierten mich. Das musste Paul sein. Ich entspannte mich etwas und lächelte. »Hallo, du bist bestimmt Paul.«

Wortlos öffnete er mir die Tür und im Hintergrund hörte ich Christines Stimme. »Hallo, Marie, komm rein, schön, dass du da bist!« Mit ausgebreiteten Armen kam sie auf mich zu.

Das war Christine. Herzlich, laut und fröhlich wie immer. Trotzdem dachte ich: Mein Gott, ist sie alt geworden. Feine Silberfäden durchzogen ihr Haar und die Haut um die Augen kräuselte sich. Vor allem aber war es ihr Blick, der in mir diesen Eindruck hervorrief. Die Unbekümmertheit war verflogen. Ich dachte an das sommersprossige Mädchen, das die Jungs aus unserer Klasse im Armdrücken besiegte, die Jugendfreundin, die sich aus Lust und Laune ihre langen Locken abrasierte, und die Abiturientin, die sich unsterblich in einen Referendar an unserer Schule verliebte: Tim. Den hatte sie später auch geheiratet. Es war alles so nah und doch mittlerweile fast fünfzehn Jahre her.

»Du hast dich gar nicht verändert«, log ich. Warum eigentlich?

Sie lachte. »Du schon.« Und grinste mich an. Da war sie wieder, die alte Vertrautheit.

Ihre Wohnung war hell, geräumig und geschmackvoll eingerichtet. Eine gemütliche Couch vor einer großen Fensterfront lockte mit Ausblick in den Garten. Ich setzte mich, während mich Paul aus sicherer Entfernung kritisch beäugte und Christine in der Küche herumwerkelt. Währenddessen versorgte sie mich lautstark mit

den wichtigsten Updates der vergangenen fünfzehn Jahre. Dann setzte sie sich zu mir und in den nächsten zwei Stunden vergaßen wir Raum und Zeit. Eine Anekdote folgte auf die nächste und wir lachten, als wären seit unserem letzten Treffen gerade einmal ein paar Wochen vergangen.

»Und das mit Johanna und dir läuft gut?«, fragte sie schließlich.

»Auf jeden Fall. Wir wohnen jetzt seit einem Jahr zusammen und reden immer noch miteinander.« Ich zwinkerte ihr zu.

»Dass du dich mal in eine Frau verliebst, hätte ich nicht gedacht. Aber warum auch nicht?«

»Ja, warum nicht. Es ist halt einfach passiert. Zum Glück.«

Christine seufzte theatralisch. »Wahrscheinlich bin ich die Einzige, die seit ihrem achtzehnten Lebensjahr mit ein und demselben Mann zusammen ist.«

»Und, riskierst du manchmal einen Blick?«

»Ehrlich gesagt: nö.« Christine grinste. »Als Mami setzt du andere Prioritäten. Und Tim hat sich ja eigentlich ganz gut gehalten. Sagen wir: Er bemüht sich.«

Wir lachten.

Plötzlich unterbrach uns eine leise Stimme. Paul war unbemerkt hinter uns aufgetaucht. Zum Glück schien er von dem Gespräch nicht viel mitbekommen zu haben. »Mama«, fragte er mit ernstem Gesichtsausdruck, »woher wissen die Vögel, in welche Richtung sie fliegen müssen, wenn sie im Herbst nach Süden ziehen?« Er hatte bis gerade eben im Garten gespielt.

»Sie folgen ihrem Instinkt«, antwortete Christine.

»Was ist Instinkt?«, wollte ihr Sohn nun wissen.

Christine streichelte ihm geduldig über den Kopf. »Spätzchen, wir schauen uns das nachher gemeinsam im Internet an, in Ordnung? Jetzt unterhalte ich mich gerade mit meiner alten Freundin Marie.«

Paul schaute mich kurz an und verschwand wortlos zurück in den Garten.

Christine seufzte und warf mir einen vielsagenden Blick zu. »Er ist so ein schlaues Kerlchen. Keine Ahnung, von wem er das hat.«

Ich erschrak. Genau diese Worte hatten in dem Brief gestanden, der mir jetzt auf einen Schlag wieder in den Sinn kam. Ich schluckte und fragte: »Habt ihr vor, ihn früher einzuschulen?«

»Ja, dieses Jahr schon«, antwortete sie und lachte. »Er ist zwar erst fünf, aber du hast ja selbst gehört, was für Fragen er stellt. Und die war wirklich noch harmlos.«

Ich räusperte mich und nestelte nervös an meiner Tasche herum. »Christine, ich muss dich etwas fragen ... Es gibt noch einen anderen Grund, warum ich heute hier bin.«

»Aha«, antwortete sie neugierig, »da bin ich ja gespannt. Erzähl!«

Unsicher zog ich den Brief hervor und drückte ihn ihr in die Hand. »Bitte erschrick jetzt nicht, ich weiß selber nicht, was ich damit anfangen soll.«

Christine nahm ihn und las zunächst die Anschrift auf dem Umschlag. Erstaunt schaute sie mich an: »Da hat ja jemand so eine Schrift wie ich ... und du in Paris?« Sie lachte kurz, brach aber sofort wieder ab, als sie mei-

nen ernsten Gesichtsausdruck sah. Sie zog den Bogen aus dem Umschlag, entfaltete ihn und begann zu lesen.

Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich schlagartig. Sie wurde leichenblass und schaute mich zornig an: »Was soll das?« Dann fing sie an zu weinen.

Wenn ich mir durch diesen Besuch irgendeine Art logischer Erklärung erhofft hatte, wurde dies mit Christines heftiger Reaktion zunichtegemacht. Mir war sofort klar, dass sie diesen Brief zum ersten Mal in den Händen hielt. Schlimmer noch: Er ging ihr offensichtlich sehr nahe. Sie hatte den Kopf in die Hände gelegt und schluchzte.

Unbeholfen legte ich ihr die Hand auf den Rücken und versuchte, sie zu beruhigen: »Tut mir leid, Christine. Ich hatte keine Ahnung, dass dir der Brief so nahegeht. Ich kann ihn mir auch überhaupt nicht erklären. Er lag vor zwei Wochen auf einmal in meinem Briefkasten in Hamburg. Ich hatte gehofft, du hättest vielleicht irgendeine Erklärung, was das soll ... oder wer so etwas schreiben könnte.«

Langsam blickte sie auf. Ihre Fröhlichkeit war einem tieftraurigen Ausdruck gewichen, der mich sehr beunruhigte. Sie starrte an mir vorbei ins Leere und begann mit leiser Stimme zu erzählen.

»Tim und ich wollten ein zweites Kind. Es schien erst nicht zu klappen und wir hatten uns schon fast damit abgefunden, dass Paul ein Einzelkind bleiben würde. In dieser Zeit schmiedeten wir Pläne, in eine größere Stadt zu ziehen. Tim hatte eine Anstellung als Lehrer in Berlin in Aussicht und ich wollte noch mal studieren. Dann wurde ich plötzlich doch wieder schwanger. Tim und ich

waren außer uns vor Freude, beschlossen aber, vor Vollendung des dritten Monats mit niemandem darüber zu reden. Kurz darauf hatte ich eine Fehlgeburt. Keiner hat je davon erfahren. Auch nicht von dem Namen, den wir unserer Kleinen gegeben hätten, wenn es ein Mädchen geworden wäre: Amelie.«

Ich schluckte.

»Bitte geh jetzt«, sagte sie und stand auf.

»Christine«, sagte ich, »ich bin genauso geschockt wie du. Und ich schwöre dir: Ich habe nichts mit der Sache zu tun. Aber bitte überlege: Wer könnte so etwas wissen? Habt ihr mit irgendjemandem darüber geredet?«

»Nein, garantiert nicht«, antwortete sie, »und ich will auch nichts mehr davon hören. Verstehst du, ich habe mit der Sache ein für alle Mal abgeschlossen. Bitte geh jetzt.« Sie wischte sich die Tränen aus den Augen, ihr Gesicht war starr und verschlossen.

»Tut mir leid«, murmelte ich, nahm meine Tasche und ging mit weichen Knien zur Tür.

Christine kam nicht hinter mir her.

Kurz bevor ich die Haustür hinter mir schließen wollte, bemerkte ich einen Schatten neben mir. Paul musste mir lautlos gefolgt sein. Er schaute mich mit den großen Augen eines Fünfjährigen an und sagte mit unbewegter Stimme: »Amelie geht es gut. Sie will nicht, dass Mama weint.« Dann drückte er die Tür ins Schloss.

Ich starrte das dunkle Holz an. Mein Kopf begann zu pochen und ein stechender Schmerz kroch meine Schläfen hinauf.

KAPITEL 3

 »Und was wäre, wenn sie dir all das bloß vorge-macht hat?« Ich saß wieder in unserer Küche in Hamburg und hatte Johanna alles erzählt. Sie fuhr fort: »Im Ernst, meistens sind es die Menschen, von denen man es am wenigsten erwartet. Wie oft hört man von unauffälligen Bürgern und braven Steuerzahlern, die jahrelang eine grauenvolle Tat vertuscht haben. Oder ein Doppelleben führen.«

Ich hatte den Kopf auf die Hände gestützt. »Das kann ich mir einfach nicht vorstellen«, sagte ich leise. »Christine, die ihr Kind in den Keller sperrt oder Leichenteile in Blumenkästen versteckt? Undenkbar. Und dann bleiben immer noch tausend Fragen: Was soll die Pariser Adresse, wer ist Victor und überhaupt? Ein Hilfeschrei sieht anders aus.«

»Du hast sie seit fünfzehn Jahren nicht gesehen«, erwiderte Johanna. »Woher willst du wissen, dass sie nicht doch eine Macke hat? Oder ihr komischer Typ. Mal ehrlich: Welcher Lehrer bandelt mit seiner Schülerin an und bedient so ein blödes Klischee? Und vielleicht ist der Kleine ja gar nicht hochbegabt, sondern einfach nur gestört.«

So grausam diese Überlegungen waren, so gerne hätte

ich ihnen Glauben geschenkt. Denn sie boten eine halbwegs logische Erklärung für all das. Aber ich war nicht überzeugt.

Johanna setzte sich neben mich und legte einen Arm um meine Schultern. »Oder gibt es jemanden, der euch eins auswischen will?«

»Daran habe ich auch schon gedacht«, murmelte ich. »Aber ich wüsste nicht, wer. Ich habe keine offenen Rechnungen mit wem auch immer.«

»Vielleicht hast du nur nicht die geringste Ahnung«, grinste sie, »wie viele gebrochene Herzen und Tränen euren Weg pflastern.«

Ich lächelte schwach. Johannas Aufmunterungsversuche halfen nicht viel.

Sie zog mich auf ihren Schoß und küsste mich. »Hey, versuch, die ganze Sache zu vergessen. Wer auch immer dahintersteckt, hilf ihm nicht, sein Ziel zu erreichen. Das Leben ist viel zu schön, um es mit düsteren Gedanken zu verderben. Und du bist auch viel zu schön!« Sie küsste mich leidenschaftlicher.

Ich liebte sie. Ihre markante Schönheit, ihren eisernen Willen, ihren schier unerschöpflichen Humor. Sie übte eine Anziehungskraft aus, der ich mich nicht entziehen konnte. Ein Kuss, eine Berührung und ich gab mich hin.

Ich weiß nicht, wie lange wir uns in dieser Nacht geliebt haben. Johanna lag neben mir und atmete ruhig im Schlaf. Sie hatte die Arme über ihren Kopf gelegt, ihre linke Brust war entblößt. Ich konnte die Leidenschaft noch auf meinen Lippen schmecken. Es schmeckte nach ihr.

Als wir das erste Mal miteinander geschlafen hatten, war es wie eine Offenbarung. Sexuell unbefriedigt hatte ich mich auch in meinen vorherigen Beziehungen nie gefühlt. Aber mit Johanna schien alles andere von einem Moment auf den nächsten zu verblassen. Sie war in mir, über mir, um mich herum und ich spürte sie mit jeder Faser meines Körpers. Ihr Schweiß schmeckte süß und ihre Berührungen waren so unglaublich schön, dass es fast wehtat. Manchmal verspürte ich sogar Sehnsucht nach ihr, wenn sie direkt neben mir lag.

Während ich meine schlafende Freundin betrachtete, kam mir in den Sinn, welch ein Zufall es gewesen war, dass wir uns kennengelernt hatten. Eigentlich sollte der Artikel, für den ich Johanna interviewt hatte, von einer Journalistin mit guten Kontakten zur Lesben-Community geschrieben werden. Weil sie krank geworden war, war ich eingesprungen. Voilà, die glücklichen Fügungen im Leben. Oder auch die weniger glücklichen, wenn ich an Christine und ihre Berlinpläne dachte. Wie die unerwartete Schwangerschaft ihr Vorhaben durchkreuzt hatte. Zufall? Schicksal?

Plötzlich wurde mir heiß und kalt. Paris! Wie konnte ich das vergessen! Auch dorthin hätte mich der Zufall beinahe geschickt. Im Grundstudium war ich eng mit einem schwulen Kommilitonen befreundet gewesen: André. Wir waren beide aus einer niedersächsischen Kleinstadt nach Hamburg gezogen und hatten den gleichen Humor. Er konnte herrlich lästern und schleppte mich auf so manche schrille Party. Nach dem vierten Semester zog es ihn nach Paris – von wo er nicht mehr zurückkehrte. Ich hatte die Postkarte wieder vor Augen,

die wochenlang auf meinem Schreibtisch gelegen hatte. Vorne der obligatorische Eiffelturm, hinten nur drei Sätze:

Ma chérie,

was auch immer du gerade tust, lass es stehen und liegen und komm nach Paris! Die cité de l'amour ist ein Traum, der geträumt werden muss. Vergiss Hamburg und komm mich besuchen.

Kuss, André

Gegrinst hatte ich. Typisch André. Der abgedrehte Überflieger, der sein Stipendium für ein paar auf Französisch gehauchte Liebesschwüre hinschmiss. So dachte ich damals. Besuchen wollte ich ihn trotzdem auf jeden Fall. Aber erst kamen die Zwischenprüfungen, dann der Ferienjob und irgendwann war die Karte in den Untiefen meines Schreibtisches verschwunden. So war das eben. Die Studienjahre waren intensiv, die Freundschaften flüchtig.

Johanna atmete weiterhin ruhig im Schlaf. Sie würde mich für verrückt erklären, wenn ich jetzt mit dieser Paris-Geschichte ankam. Meine Güte, jeder wollte doch mal nach Paris! Das war nichts Ungewöhnliches. Und doch hatte ich wieder dieses flaue Gefühl im Magen. Sollte ich ihr davon erzählen? Ich entschied mich dagegen, kuschelte mich an sie und schlief irgendwann ein.

In den nächsten Tagen mieden wir das Thema. Fast könnte man sagen, die Dinge nahmen wieder ihren normalen Lauf. Ich hatte ziemlich viele Aufträge und Johanna bereitete eine wichtige Präsentation ihrer Firma vor. Sie bewarben sich um den Bau eines Großprojekts und mussten – wie das in der Branche üblich war – ordentlich in Vorleistung gehen. Das bedeutete, dass sie morgens um sieben Uhr ging und irgendwann nachts wieder heimkam. Da blieb keine Zeit für Unerklärliches. Ich war fast froh darüber.

Dann kam der Dienstag. Ein ganz normaler Dienstag, an dem ich ein paar Telefonate führen, einige Zeilen tippen und zu einer Veranstaltung fahren wollte. Da Johanna heute ausnahmsweise erst gegen Mittag ins Büro musste, holte ich Brötchen. Auf dem Rückweg nahm ich die Post aus dem Briefkasten mit. Während ich die Treppe in den dritten Stock hinaufstieg, ging ich sie flüchtig durch. Und wäre fast getaumelt. Denn mittendrin steckte eine weiße Versandtasche mit meinem Namen und unserer Adresse in einer Handschrift, die ich sofort erkannte: Es war die von Christine. Ich atmete tief durch und versuchte mich zu beruhigen. Da war nichts Auffälliges: keine Pariser Anschrift, kein Berliner Absender, alles okay. Trotzdem hatte ich immer noch Herzklopfen, als ich die Wohnung betrat.

Johanna sah es mir sofort an. »Was ist los?« Als sie den Umschlag in meiner Hand sah, reagierte sie unerwartet heftig: »Schmeiß ihn weg! Lass dich nicht länger verarschen.«

»Das kann ich nicht«, erwiderte ich nach kurzem Zö-

gern. »Außerdem scheint diesmal alles ganz normal zu sein. Christine will sich bestimmt nur entschuldigen.« Es klang alles so vernünftig.

Johanna stand auf und nahm mein Gesicht zwischen ihre Hände. »Marie, wenn in diesem Umschlag wieder so ein Mist ist, dann weiß ich nicht weiter. Es macht mich unglaublich wütend. Und hilflos.« Die ganze Sache musste sie stärker beschäftigt haben, als ich gedacht hatte. Als ich nichts erwiderte, drehte sie sich um und murmelte: »Ich geh ins Büro. Bis später.«

Ich blieb allein zurück. Mit einer Brötchentüte, einem weißen Umschlag und meiner Angst. Ich überlegte, ob ich erst frühstücken und ihn danach öffnen sollte. Blödsinn, ich konnte jetzt sowieso nichts essen. Also nahm ich eine Schere und öffnete die Versandtasche vorsichtig. Darin befanden sich ein einfacher weißer Zettel und ein weiterer Brief. Ich las zunächst die paar Zeilen auf dem Zettel – es war Christines Schrift:

Hallo Marie,

gestern ist ein Brief gekommen. Ich weiß nicht, ob er von Dir ist oder von irgendeinem Irren, aber ich weiß eines ganz sicher: Wir wollen damit nichts zu tun haben! Tim war außer sich, als ich ihm von Deinem Besuch erzählt habe. Irgendetwas oder irgendjemand ist hier extrem krank. Lass uns in Ruhe . . . bitte!

Christine

Mir wurde schwindelig und ich setzte mich. Wie Blei lag der geöffnete Brief, der sich in dem Umschlag befunden hatte, in meiner Hand. Ein flüchtiger Blick hatte ausgereicht, um mich zu vergewissern: Diesmal war Christines Name auf der Vorderseite – mit der Berliner Adresse, die ich nun ja schon kannte. Auch der Absender war mir nicht neu: 15 Rue Visconti, 75 006 Paris, France. So stand es auf der Rückseite. Aber das Schlimmste war: in meiner Handschrift! Ich hatte den Brief geschrieben, zumindest war es mein Schriftbild: die 5, die immer aussah wie eine 9, das verschnörkelte R, das winzige e. Ich zog einen weißen Bogen aus dem Umschlag und las:

Liebe Christine,

wie schön, von Dir zu hören! Natürlich erinnere ich mich an unser altes Versteck, den Wald und die Rehe, die wir manchmal beobachtet haben. Mensch, war das eine schöne Zeit damals! Ich denke gern daran zurück und habe es auch häufig getan in den vergangenen Monaten.

Die waren nicht einfach, wie Du Dir vorstellen kannst. Die heftigen Kopfschmerzen, der plötzliche Zusammenbruch, die Hirn-OP. Ich kann mich an all das gar nicht mehr genau erinnern, Victor hat mir später alles erzählt. Ein Aneurysma ist wie eine tickende Zeitbombe. Man ahnt nichts Böses, geht seinen alltäglichen Dingen nach und wumm! Von einem Moment auf den anderen ändert sich alles.

So gesehen hatte ich ein unglaubliches Glück.

Meine Kollegin in der Galerie hat sofort den Notarzt gerufen und die Chirurgen in der Klinik haben ein wahres Wunder vollbracht. Stell Dir vor, ich habe keine bleibenden neurologischen Schäden. Ich bin zwar häufiger müde und es fällt mir schwer, mich zu konzentrieren, aber wenn man bedenkt, was alles hätte passieren können, bin ich ein Glückspilz. Und genau so sehe ich das Leben jetzt. Es ist ein Geschenk. Victor und ich wollen bald heiraten, ich möchte unbedingt ein Kind. Ich bin so stolz auf Deinen schlaunen kleinen Paul! Und an Amelie kann ich mich auch noch gut erinnern. Wahnsinn, sie läuft jetzt schon? Ich komme Dich besuchen, sobald ich kann. Nächsten Monat steht noch eine wichtige Nachuntersuchung an. Danach seid ihr natürlich auch jederzeit willkommen in diesem Traum von einer Stadt.

*Ich umarme Dich und schicke Tim viele Grüße
Deine Marie*

PS: Das Foto zeigt Victor und mich bei unserer letzten Vernissage. Ich bin ja so glücklich!

Ich fischte ein Foto aus dem Umschlag, das ich vorher nicht beachtet hatte. Es zeigte mich im Cocktailkleid vor einem Gemälde. Meine Haare waren kurz und schwarz. Neben mir stand ein lächelnder großer Mann mit dunkelbraunen Locken.

Ich rannte ins Bad und übergab mich.